



TVZ

20.00 24.12.2019

Achim Kuhn (Hg.)

SCHÖNE BESCHERUNG

Weihnachtsgeschichten von heute

Mit Texten von

Linard Bardill | Arnold Benz |
Barbara Bonhage | Moni Egger |
Matthias Krieg | Achim Kuhn |
Catherine McMillan | Hans-Rudolf Merz |
Adolf Muschg | Felix Reich |
Ellen Ringier | Werner De Schepper |
Christoph Sigrist | Mona Vetsch |
Peter Werder | Nathalie Zeindler |
Tilmann Zuber



TVZ



SCHÖNE BESCHERUNG

Weihnachtsgeschichten von heute

T V Z

Achim Kuhn (Hg.)

SCHÖNE BESCHERUNG

Weihnachtsgeschichten von heute

Illustriert von Verena Pavoni

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2019–2020 unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Mario Moths, Marl

Unter Verwendung einer Illustration von © Verena Pavoni, Basel

Satz und Layout

Mario Moths, Marl

Druck

ROSCH-Buch GmbH, Scheßlitz

ISBN (Print): 978-3-290-18249-6

ISBN (PDF): 978-3-290-18250-2

© 2019 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte vorbehalten.

Gewidmet meinen Vater Johannes Kuhn († 2019),
dem die Botschaft von Weihnachten so wichtig war,
dass er sie immer neu ins Heute übersetzt hat.

INHALT

Schöne Bescherung	Mona Vetsch	9
Der Kleiderbügel	Christoph Sigrist	17
Baumgespräche	Hans-Rudolf Merz	23
Virginia Weihnacht	Catherine McMillan Haueis	28
Drei Weise der anderen Art	Matthias Krieg	32
Ein Kamel an der Krippe?	Achim Kuhn	44
Die drei Astrologen	Arnold Benz	49
Der süsse Duft von Weihnachten	Nathalie Zeindler	55
Wir sind zum Glück (nicht) allein	Achim Kuhn	60
Weihnachten und die Zauberbrille	Peter Werder	67
Eine Weihnachtsgeschichte	Moni Egger	75
Weihnachten, outgesourct	Adolf Muschg	84
Das Krippenspiel	Tilmann Zuber	102
Ein Weihnachtsgeschenk für mein ganzes Leben	Ellen Ringier	110
Berndhold oder das Christkind	Linard Bardill	115
Ganz kleine Weihnachten	Barbara Bonhage	122
Ein Wunder beim Geheimdienst	Achim Kuhn	128
Raum in der Herberge	Catherine McMillan Haueis	134
Auf dem Weg nach Bern	Werner De Schepper	146
Emil – eine Weihnachtsgeschichte	Felix Reich	151
Autorinnen und Autoren		158

SCHÖNE BESCHERUNG

Mona Vetsch

«Wieder nichts geworden mit weissen Weihnachten», dachte Claire Schneider enttäuscht, als sie an diesem Morgen zur Kirche ging. Der Schnee auf den Strassen hatte sich in Matsch verwandelt, und ein unfreundlicher Wind blies ihr ins Gesicht. Claire Schneider seufzte.

Hätte man ihr verraten, dass dies der unvergesslichste Heiligabend ihres Lebens werden würde, Claire Schneider hätte es nicht geglaubt. Und wenn sie dazu noch gehnt hätte, welchen Anteil sie selber an der Geschichte haben sollte, sie wäre wohl auf der Stelle umgekehrt, um sich mit der Decke über dem Kopf im Bett zu verkriechen.

Aber Claire Schneider wusste nichts von all dem, als sie an diesem 24. Dezember die schwere Kirchentür aufdrückte. Warme Luft schlug ihr entgegen, was sie zufrieden registrierte.

Sie hatte die Heizung in der Kirche schon vor zwei Tagen angestellt. Das war ihre Aufgabe als Mesmerin. So ein Kirchenschiff braucht lang, um richtig warm zu werden. Unter ihrer Vorgängerin hatten die Gläubigen oft in Mänteln und Mützen hier sitzen müssen. Man munkelte sogar, dass einige Gemeindemitglieder aus diesem

Grund Ostern und Weihnachten bei den Katholiken gefeiert hatten. Deren Kirche war mit geheizten Sitzbänken ausgestattet. Dafür dauerten die Gottesdienste ewig. Was Mesmerin Schneider wieder einmal bestätigte darin, dass man im Leben halt nicht alles haben konnte.

Claire Schneider verteilte die Faltblätter mit den Liedtexten in den Sitzreihen und rückte den Adventskranz auf dem Taufbecken zurecht.

Von hier vorne sah der Christbaum besonders edel aus. Sie hatte ihn ganz schlicht geschmückt, mit Strohsterne-
nen, roten Kugeln und roten Kerzen. So mochte sie es am liebsten.

Daheim hatte ihr Mann immer auf weisse Kerzen bestanden.

Es würde das achte Weihnachtsfest werden, an dem der Mann nicht mehr bestimmen konnte, und das siebte, an dem sie wieder rote Kerzen an den Baum steckte.

Dann sah sie es.

Ganz oben. An der rotgläsernen Spitze, die Schulab-
wart Gisler gestern Abend noch auf den Baum gesteckt hatte.

Irgendetwas war da oben anders als gestern. Es war anders, als es hätte sein sollen.

Die rote Spitze war eingesponnen in feines Engelshaar. Dabei hatte sie doch gar kein Engelshaar benutzt!

«Was zum Gugger ...», murmelte Frau Schneider und trat näher an den Baum heran.

Ihre Augen hatten ihr keinen Streich gespielt. Es war deutlich zu sehen. Lauter glitzernde Fäden verzierten die Spitze des Baumes. Auch zwischen den oberen Ästen hingen sie und verbanden Strohsterne und Kugeln miteinander. Einige führten sogar über den Baum hinaus bis zum Wandkreuz.



Engelshaar war das bestimmt nicht. Aber was war es dann?

Es sah aus wie ... Eine heisse Welle schoss ihr ins Gesicht. Das konnte nicht sein. Konnte das sein?

Es sah aus wie Gespinst. Es sah aus wie ... Spinnenfäden!

Fünf Minuten und eine Erkundungstour später hatte sie Gewissheit. Es mussten Hunderte sein, die aus einem eiförmigen Kokon am Stamm gekrochen waren. Winzige schwarze Spinnen, und sie waren überall. Eine richtige Invasion.

Claire Schneider musste sich setzen.

Die Mesmerin neigte nicht dazu, Dinge zu überhöhen. Ihre Arbeit in der Kirchgemeinde hatte sie nicht ihrer Frömmigkeit zu verdanken, sondern dem Schenkelhalsbruch ihrer Nachbarin Lisbeth, den sich diese beim Gassi gehen zugezogen hatte. Keine göttliche Fügung, nur eine unglückliche Kombination aus glattem Gehsteig und verlockender Hundedame. Ebenso unwahrscheinlich erschien es ihr nun, dass der liebe Gott persönlich ein Spinnennest an den Weihnachtsbaum gehängt hatte, um einer kleinen Gemeinde wie ihrer eine Lektion zu erteilen.

Den einzigen Wink, den Claire Schneider in dieser Spinneninvasion zu entdecken vermochte, war einer mit dem Zeigefinger: Sie war nicht sorgfältig genug gewesen. Hatte nicht gut genug aufgepasst. Ihr Mann hatte ihr das oft vorgehalten, und es ärgerte sie, dass er sogar nach seinem Tod noch recht behielt. Zugleich war sie dankbar, dass es jetzt passiert war. Pfarrer Brandenburg war äusserst empfindlich, was Spinnweben anbelangte, das wusste sie.

Seufzend ging die Mesmerin los, um Schulabwart Gisler und seine Bockleiter zu suchen.

Zwölf Stunden später, am Heiligabend, strahlte der Baum in seiner ganzen Pracht. Niemand konnte etwas ahnen vom Spezialeinsatz, den sie am Morgen dafür geleistet hatte. Beruhigt blinzelte Claire Schneider in das warme Licht der Kerzen. Es war nämlich verzwickter geworden, als sie gedacht hatte.

Abwart Gisler mitsamt Staubsauger auf die Bockleiter zu bringen, war schon eine wacklige Angelegenheit gewesen. Dann war auch noch das Stromkabel zu kurz, und es dauerte, bis sie eine Verlängerung fand. Schliesslich mussten sie den Staubsauger ganz beiseitelegen, nachdem Gisler zwei Strohsterne eingesaugt und den Baum bedenklich in Schräglage gebracht hatte. Die letzten Fäden hatte sie Gisler von Hand aus den Nadeln zupfen lassen. Fast zwei Stunden hatte es gedauert. Dann war die Mesmerin zufrieden und die Sache erledigt.

12

Beschwingt war Pfarrer Brandenburg nach dem Singen auf die Kanzel getreten. Die Kirche war gut gefüllt. Auch viele Familien waren da.

«Fürchtet euch nicht!», rezitierte Brandenburg und führte gerade aus, was die Botschaft von Engel Gabriel heute noch bedeuten konnte, als seine Stimme plötzlich kippte.

Claire Schneider sah überrascht auf. Das passierte dem Pfarrer sonst nie.

Brandenburg genoss es, zu den Menschen zu sprechen. Sie hatte sogar das Gefühl, er sprach lieber zu den Menschen als mit ihnen. In der Gemeinde hatte er kaum Kontakte, obwohl er schon zwei Jahre hier lebte. Ganz am Anfang hatte sie ihm das Du angeboten, «Claire» hatte sie gesagt, «Kleer» sagte er. Pfarrer Brandenburg stammte aus Deutschland. Er versuchte es noch ein paar Mal, aber am

nächsten Tag nannte er sie wieder Frau Schneider, und dabei war es seither geblieben.

Erneut zitterte die Stimme des Pfarrers. Sie sah, wie er einen Schritt zurückwich und mitten im Satz eine Pause machte, um einen Schluck Wasser zu trinken. Es dauerte einen Moment, bis er weitersprechen konnte. Er wirkte seltsam gehetzt.

Die Mesmerin war alarmiert. Was war nur los mit ihm? Die Unruhe hat sich bereits auf die vorderen Bankreihen übertragen. Ihre Vorgängerin Lisbeth sah fragend zu ihr herüber.

Die Mesmerin wich ihrem Blick aus, nur um Sekunden später mit den Augen an einer feinen, glänzenden Spur hängenzubleiben, die ihr allzu bekannt vorkam.

Offenbar hatte es nicht alle Spinnen zur Decke hinaufgezogen. Einige mussten ihr entgangen sein. Oder es hatte unten am Stamm noch ein zweites Nest gehabt, das in der Wärme erst jetzt zum Leben erwacht war. Wie eine kleine Seidenstrasse zogen sich die Fäden vom Baum zur Kanzel hinüber.

Und eben dort stand der Pfarrer und rang mit sich selber. Er war ein grossgewachsener, selbstbewusster Mann, aber er hatte – wie jeder Mensch – seine Schwächen. Brandenburgs Schwäche waren Spinnen. Hätte man ihn danach gefragt, er hätte es freilich rundweg abgestritten. Die Frau, die einmal die Woche das Pfarrhaus putzt, wusste einzig, dass es der Pfarrer mit der Sauberkeit besonders genau nahm und dass er es seltsamerweise immer ihr überliess, Weinflaschen aus dem Keller zu holen, wenn er Besuch erwartete.

Dabei war «Angst» noch untertrieben. Holger Brandenburg geriet in Panik wegen Spinnen. Er verabscheute sie. Er verlor die Fassung, wann immer er einer begegnete.

Als Brandenburg heute Abend das erste Krabbeltier auf der Brüstung der Kanzel entdeckt hatte, war er entsetzt zusammengefahren. Zum Glück war es rasch über das Gelände geglitten und aus seinem Sichtfeld verschwunden. Als dann aber die zweite Spinne auftauchte, hatte er einen verhängnisvollen Fehler gemacht.

Diese Spinne war schon auf seine Notizblättern gelangt, als er sie bemerkte, und kam dann auf seine Hand zu gekrabbelt. Brandenburg hatte sie hektisch weggewischt, ohne nachzudenken. Vor allem: ohne an die weiten Ärmel seines Talars zu denken.

Pfarrer Brandenburg räuspert sich erneut. Seine Hände waren feucht, und er spürte, wie ihm am ganzen Körper der Schweiß ausbrach.

Wo war die Spinne hin? Was, wenn sie in sein Gewand geraten war und jetzt seinen Arm entlang nach oben kroch?

Ein weiteres Mal versuchte der Pfarrer, seine Predigt wieder aufzunehmen. Aber aus seinem Mund kam nur ein Krächzen. Hilfesuchend schaute er sich um. Er blickte in lauter fragende Gesichter. Füße scharften, und in den hinteren Reihen wurde getuschelt.

«Entschuldigung», murmelte Pfarrer Brandenburg, und schüttelte verzweifelt seinen Arm. Sein Gesicht war leichenblass. Er konnte sich nicht entscheiden, ob er flüchten oder besser in Ohnmacht fallen sollte, und am liebsten hätte er beides getan.

Nach einem nicht enden wollenden Moment der Stille tauchte plötzlich Claire Schneider neben der Kanzel auf, und neben ihr stand Gisler. Gisler – der am Heiligabend nicht Schulabwart, sondern einfach Hansjörg war –, Gisler nahm den verstörten Pfarrer sanft am Arm und führte ihn von der Kanzel hinunter zur ersten Bankreihe. Willenlos liess es Brandenburg mit sich geschehen.

Vorne tippte Claire Schneider zaghaft ans Mikrofon, bevor sie zu sprechen begann.

«Wir haben hier einen ... äh, kleinen Notfall. Nichts Schlimmes. Nur ein Spinnennest. Es wäre nett, wenn jemand helfen könnte, die Tiere zu beseitigen.»

Eine ganze Schar Kinder quoll aus den Bankreihen, als hätten sie nur auf dieses Stichwort gewartet. Das Abendmahl würde heute ausfallen, beschloss die Mesmerin, als sie zusah, wie Hansjörg Gisler die dafür vorgesehenen Becher für die Spinnenjagd verteilte.

«Hier ist eine – nein, viele!», winkte ein blondgelocktes Mädchen aufgeregt unter der Kanzel hervor. «Nicht töten, nur fangen!», rief ein anderes Kind und eilte ihm zu Hilfe.

Auf der Empore hatte der Organist leise begonnen, eine Melodie zu spielen, die Claire Schneider schwach an den «Kriminaltango» erinnerte. Auch er schien der Situation einiges abgewinnen zu können.

«Frau Schneider, schauen sie, das sind noch Babys!» Ein Bub streckte ihr strahlend seinen Becher mit den winzigen Spinnen entgegen.

«Gell, man darf ihnen nichts tun. Sie haben doch mit Jesus Geburtstag!»

In der vordersten Bankreihe kümmerte sich Lisbeth derweil um den erschöpften Brandenburg.

Sie reichte ihm ein Taschentuch, und der Pfarrer wischte sich den Schweiß vom Gesicht. «Ich kenne das auch», sagt Lisbeth und blinzelt dem Pfarrer verschwörerisch zu, «... Sie wissen, die Abänderung!»

Von der anderen Seite streckte Frau Hering dem Pfarrer wortlos ein Bachblüten-Bonbon entgegen, das sich dieser mit dankbarem Nicken in den Mund steckte.

Und so kam es, dass an diesem Abend Mesmerin Claire Schneider die frohe Botschaft verlesen musste.

Sie hatte ihre Lesebrille aufgesetzt und sich auf die Zehenspitzen gestellt, um besser zum Mikrofon hinaufzu-reichen.

Claire Schneider las und blickte immer wieder in die heiteren und erwartungsvollen Gesichter in den Bänken, blickte auf die herumwuselnden Kinder, sah den kahlen Schädel des Organisten auf der Empore und ganz vorne den noch immer blassen Pfarrer Brandenburg zwischen Lisbeth und Frau Hering sitzen. All das sah die Mesmerin, und von vielen in der Gemeinde wurde auch sie zum ersten Mal richtig gesehen. Eine kleine Frau mit leichtem Buckel und einem schiefen Mund, wenn sie lächelte. So wie jetzt.

16

Tatsächlich, Claire Schneider lächelte breit, als sie an diesem aussergewöhnlichen Heiligabend vor der Gemeinde die letzten Worte der Predigt verkündete:

«Fürchtet euch nicht ... denn ihr seid nicht allein.»

DER KLEIDERBÜGEL

Christoph Sigrist

Samuel wacht auf. Sternenklar ist die Nacht. Es plätschert draussen im Garten. Er steht auf, geht ans Fenster und sieht eine dunkle Gestalt. Sie steht vor dem Rebstock mit den Trauben, auf die er sich jedes Jahr so sehr freut. «Aha, Köbi macht wieder Pipi», denkt Samuel. Der Knabe kennt ihn. Er ist ein «Kunde» bei seinem Vater. Sein Vater schaut zu den armen Menschen. Köbi lebt auf der Strasse, ist obdachlos, hat einen dicken Bauch und trägt all seine Sachen in zwei Plastiksäcken herum. Er kommt jeden Monat ins Büro der Kirchgemeinde. Samuel sieht ihn jeweils, wie er keucht und immer wieder auf dem steilen Weg anhalten muss. Seit ein paar Tagen schläft Köbi im Garten auf einer Matratze. Die Mutter von Samuel hat sie aus dem Estrich geholt. Der Vater wollte Köbi in ein Zimmer der Wohnung nehmen. Samuel hätte dann mit den zwei Geschwistern zusammenrücken müssen. «Ich bin ein freier Mann! Ich möchte nicht eingesperrt sein. Ich bleibe draussen!» Köbi pinkelt an die Trauben. «Das gibt guten Saft», hörte Samuel seinen Vater scherzen. Er liebt den Humor seines Vaters. Samuel legt sich wieder ins Bett. Er schläft ein. Er hört immer noch das Plätschern.

Es ist August. Es ist heiss. Samuel hat im Park des Kirchgemeindehauses nach der Schule Fussball gespielt. Er spielt immer alleine. Es gibt keine Nachbarskinder. Die alten Frauen aus dem Altersheim sind seine Fans. Sie schauen ihm beim offenen Fenster zu. Sie sind seine treuesten Fans. Sie klatschen jeweils, wenn er ins Tor schießt, das er mit Zweigen auf dem Rasen vor der Mauer ausgesteckt hat. Er sieht Köbi den Weg hinaufgehen. Er weiss nicht, warum. Er folgt ihm nach und huscht ins Treppenhaus. Die Türe zum Büro des Vaters ist geschlossen. Er lauscht an der Tür.

«Herr Meier, Sie haben eine Fahne. Sie trinken zu viel.»

18

«Das geht Sie gar nichts an, Diakon. Geben Sie mir den Schnägg.»

«Ich gebe Ihnen weder einen Fünfliber noch sonst Geld. Das wissen Sie. Sie kaufen sowieso damit Schnaps und Bier. Hier haben Sie einen Gutschein für Kaffee und Gipfeli. Dann wissen Sie, dass es Platz hat für Sie im Bunker. Und hier haben Sie eine Schoggi.»

Der Vater erklärte Samuel einmal, dass er Obdachlosen immer eine Schokolade gibt. Das sei die Spiritualität der Schoggi. Samuel hat nie verstanden, was Spiritualität ist, doch Schokolade, das wusste er, das ist gut.

«Haben Sie nicht eine mit Nüssen?»

«So, jetzt können Sie gehen, Sie sind frech!»

«Das letzte Mal haben Sie mir eine mit Nüssen gegeben.»

Samuel hört, wie ein Stuhl umkippt. «Gehen Sie, Herr Meier, so nicht, und Sie müssen im nächsten Monat nicht kommen!»

Samuel versteckt sich hinter der Wand. Die Türe des Büros geht auf. Köbi zwängt sich mit seinem dicken Bauch durch den Rahmen. Hinter ihm steht der Vater mit hoch-

rotem Kopf. Sie diskutieren und beachten Samuel nicht. Beim Zurückgehen sieht der Vater Samuel.

«Was machst du da? Hast du alles gehört? Komm, wenn du schon da bist, wir schauen, was Herr Meier macht. Er hat mich sehr geärgert.»

Der Vater, klein von Statur, hinkend, nimmt seinen Sohn an der Hand. Noch immer drückt die Ader durch die vor Ärger dunkelrote Stirn. Sie folgen Köbi zum Bahnhof. Sie sehen, wie er sich vor der Stehbar mit einem Kollegen trifft. Sie tuscheln etwas.

«Schau!», flüstert der Vater, «ich zeige dir Lektion eins in der Sozialarbeit der Kirche, der Diakonie. Schau! Er nimmt meinen Gutschein hervor.»

In der Tat zieht Köbi den Zettel aus der kaputten Tasche des dreckigen Mantels und nimmt mit der anderen Hand ein Geldstück des Kollegen entgegen. Er geht zur Bar. Und nullkommaplötzlich stehen eine Stange Bier und ein Schnapsglas vor ihm. Er möchte schon das Glas ansetzen. Da stürmt der hinkende Vater zu Köbi. Köbi erschrickt. Er stellt das Glas ab. Er nimmt den Vater am Hals und hebt ihn empor. Mit aller Kraft schreit er ihn auf Augenhöhe an:

«Sie haben mir nichts zu sagen. Ich bin ein freier Mensch.»

Er lässt den Vater vor Samuel auf den Boden fallen. Er fällt auf das Gesicht. Blutverschmiert versucht er aufzustehen. Menschen stehen herum, sie schauen zu. Samuel schämt sich. Er weint. Er rennt zu seinem Vater.

«Komm, Vati, wir gehen.»

Er stützt ihn, und beide gehen durch die Gasse, die sich zwischen den Gaffern gebildet hat. Köbi dreht ihnen den Rücken zu und hebt das Glas. «Tubel!», hört Samuel ihn noch knurren.

Es ist Heiligabend. Samuel muss mit seinen älteren Geschwistern und den Grosseltern auf den Uetliberg spazieren. Wie jedes Jahr. Er weiss, dass dann die Mutter die Stube mit dem Christbaum schmückt. Sein Vater arbeitet. Er ist bei den Armen, den Toppelbrüdern, wie er sagt, auf der Gasse. Dort sei sein Platz, dorthin müsse die Kirche am Heiligabend. Schliesslich sei Jesus als Flüchtling auch nicht im Baur au Lac geboren, sondern in einer Höhle, einem Bunker, einem Stall. Es dunkelt. Die Tür zur Stube ist zu. Auf dem Tisch steht der Suppentopf mit der Mehlsuppe. Samuel hasst diese Mehlsuppe. Er hört die Mutter wie jedes Jahr sagen: «Es wird in diesen Tagen so viel Lachs und Fleisch gegessen. Wir gehören zu jenen, die nichts auf der Welt haben, die hungern. Das Jesuskind in der Krippe war auch arm. Also gibt es bei uns Mehlsuppe.»

Der Vater kommt zu spät, wieder einmal zu spät. Wie jedes Jahr. Er sieht abgekämpft aus.

«Sie spinnen wieder auf der Strasse», sagt er. «Sie haben es halt schwer. Niemand ist für sie da, keine Familie, keine Kinder. Wir von der Kirche und der Heilsarmee sind die einzigen, die jetzt noch bei ihnen sind.»

Das Glöcklein läutet. Die Kinder stürmen in die Stube. Die Kerzen brennen. Es liegen einige wenige Geschenke unter dem Baum. Die Katze hüpfte gefährlich nahe an den Zweigen hoch, um eine Wurst zu schnappen, die für sie jedes Jahr unerreichbar weit oben am Baum baumelt. Die Mutter schreit, der Vater beruhigt. Er sitzt im Sessel. Er schlägt das grosse Buch auf und liest die Weihnachtsgeschichte vor. Samuel weiss, nach der Geschichte muss der Bruder Posaune spielen. Dann muss er mit der Schwester «O du fröhliche» auf der Geige spielen. Erst dann sind die Geschenke dran.